

HANS MAIER · MÜNCHEN

NUR EIN FLÜCHTIGER MOMENT?

Die katholische Literatur der Nachkriegszeit

I

Es war ein steiniger Grund, auf dem die deutsche Literatur der Nachkriegszeit erwuchs. Es gab wenig freien Auslauf für Poeten, wenig Anlass für dichterischen Übermut. Wer die Katastrophe überlebt hatte, der dachte zunächst einmal ans Überleben und Weiterleben – an den morgigen Tag und an die fällige Tagesration.

Soweit sie sich nicht in Gefangenschaft befanden oder auf der Flucht, lebten die Deutschen damals in ihrer Heimat beengt und eingeschlossen in dem Gefühl, eben noch einmal davongekommen zu sein – nicht mehr und nicht weniger. Die Zukunft war unsicher und verhangen. Die Gegenwart war trist: Ruinen, Gedränge in zerstörten Häusern, Straßen und Städten, Sorge ums Überleben – eine Gesellschaft ohne Zukunftsaussichten, mit Schicksalen, die unveränderlich erschienen – Flüchtlinge, Vertriebene, Ausgebombte, Heimkehrer, Wohnungssuchende, Hungernde, Versehrte.

Übermütig war im damaligen Deutschland niemand. Man war schon froh, dass die Sirenen nicht mehr heulten, keine Bomben mehr fielen und das Ärgste vorbei zu sein schien. Vom Frieden war man weit entfernt – bald wurde das Kriegsbündnis der Alliierten brüchig, die Friedenskonferenzen versandeten, der «Kalte Krieg» begann. «Wann kommen die Russen?» war eine oft gestellte Frage.

Was an Dichtung in dieser Zeit neu hervortrat, mehr mündlich als schriftlich weitergegeben, verbreitet in kleinen Zirkeln, in improvisierten Lesungen und Aufführungen, das trug ein schlichtes, oft ärmliches Alltagskleid. Der «hohe Stil» war gründlich aus der Mode gekommen. Zeitgerecht und ästhetisch geboten erschien jetzt eine knappe, realistische Sprache – Poesie,

HANS MAIER, geb. 1931, em. Professor für Politische Wissenschaft an der Universität München. 1970–1986 Bayerischer Staatsminister für Unterricht und Kultus, 1976–1988 Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, 1988–1999 Professor für Christliche Weltanschauung, Religions- und Kulturtheorie (Guardini-Lehrstuhl) an der Universität München. Mitherausgeber dieser Zeitschrift.

angesiedelt zu ebener Erde, ohne Tendenz zum Feierlichen, Erhebenden. Das war eine verständliche Reaktion auf die eben abgelaufenen zwölf Jahre, auf die Parteitage, die Sprechchöre in Sportpalästen, die Rhetorik von Volk und Führer, Kampf und Sieg. Joachim Kaiser bezeichnete das später treffend als eine «humane Verkleinerung der ehemals rauschhaft großen Worte». Man wollte Inventur machen, die verbliebenen Habseligkeiten zählen. Die Alltagsrealität sollte im Mittelpunkt der Dichtung stehen. Wer dieser Forderung auswich oder widersprach, der zog sich Ordnungsrufe zu.

Dennoch, das Wort, die Poesie ließ sich nicht unterdrücken. Der literarische Minimalismus, die Literatur des «Kahlschlags», der «Stunde Null» blieb eine vorübergehende Erscheinung. Wunderbarerweise gab es bald wieder Zeitungen und Rundfunksender, es gab Reden und Appelle, es gab die ersten Debatten in Kommunal- und Länderparlamenten – ab 1948 auch im Parlamentarischen Rat und später im Bundestag. Vor allem aber gab es Bücher. Verlage nahmen ihre Arbeit wieder auf. Findige Sortimentler brachten Rotationsdrucke auf den Markt. Schriftstellerkongresse traten zusammen, Dichter lasen in öffentlichen Veranstaltungen. Auch an den Schulen wurde gelesen. Ein vorläufiger Kanon des Wichtigen, des Wissens- und Lesenswerten spielte sich ein.

Zum Kanon gehörten ganz selbstverständlich die Klassiker von Goethe bis Gerhart Hauptmann, von Shakespeare bis Schiller; ein besonderer Akzent lag auf den Griechen, auf Homer, Aischylos, Sophokles – diese Dichter empfand man im Nachbeben der Katastrophe als Schicksalsverwandte. Aber auch neue, noch kaum bekannte Namen traten hervor. In einer 447 Seiten starken, im Herbst 1955 abgeschlossenen Bibliographie zum Gebrauch der Schulen – sie stammte von Dr. Candidus Barzel, den wir später mit seinem anderen Vornamen Rainer in der Politik wieder finden sollten – stieß man auf die Spuren von Heinrich Böll, Kurt Ihlenfeld, Elisabeth Langgässer, Siegfried Lenz, Edzard Schaper neben älteren, schon aus der Vorkriegszeit bekannten Namen wie Stefan Andres, Werner Bergengruen, Alfred Döblin, Gertrud von le Fort, Reinhold Schneider.

Plötzlich gab es so etwas wie eine Nachkriegsliteratur. Und siehe da: unter den Autoren waren namhafte Christen, auch namhafte Katholiken. Manche Betrachter wollten in den zahlreicher werdenden Veröffentlichungen sogar Anzeichen für einen deutschen *Renouveau catholique* erkennen – eine neue katholische Literatur ähnlich der französischen um die Jahrhundertwende. In der Schrecksekunde nach dem Zweiten Weltkrieg schienen sich viele Menschen aufs neue der lange verachteten und verschmähten christlichen Botschaft zuzuwenden. Galt das auch für die Schriftsteller? Wurde die Literatur nun christlich? Jedenfalls einige der prominenten Nachkriegsautoren erweckten diesen Eindruck. Man horchte auf, wenn sie das Wort ergriffen, und war gespannt auf ihre Bücher.

II

An einem Abend im Juni 1949 lernte ich in Freiburg Elisabeth Langgässer kennen. Sie sprach in der Universität über «Möglichkeiten und Grenzen christlicher Dichtung». Frau Langgässer war ein hellstrahlender Stern am spärlich erleuchteten literarischen Nachkriegshimmel – ihr Roman «Das unauslöschliche Siegel» (1946) galt als eines der wenigen Beispiele großer, in der Nazizeit und unter Schreibverbot entstandener Literatur. Noch mehr bewunderten Kenner ihre Lyrik, so den 1947 erschienenen Gedichtband «Der Laubmann und die Rose». (Sonst kam ja unmittelbar nach 1945 nicht viel aus den immer wieder zitierten Schubladen der in Deutschland verbliebenen Schriftsteller!) Ich hatte Elisabeth Langgässers Roman 1946 für 17,55 Reichsmark erworben, hatte ihn in einem Zug gelesen, vieles nur halb begreifend, kam nicht davon los. Es war wohl die Verbindung von realer Geschichte und Fiktion, von Wirklichkeit und Fabel, die mich reizte – dazu die fremden Schauplätze, das theaterhaft Ausgreifende der Anlage, der rasche Schritt «vom Himmel durch die Welt zur Hölle». Dazu kam ein Element verhänglicher Erotik, eine glitzernde Mischung von rhetorischer Eloquenz und Mysterienzauber – verlockende Ingredienzien für einen Achtzehnjährigen, der mit der Lektüre von «Immensee» und «Bergkristall» aufgewachsen war.

Anschließend sah ich die attraktive schwarzhhaarige Frau bei einer Diskussion wie einen fremden Vogel unter dem Freiburger Literatenvölkchen sitzen, beschützt und assistiert von ihrem Mann, dem Philosophen Wilhelm Hoffmann. Eberhard Meckel, Horst Krüger und Rupert Gießler führten an jenem Abend das Wort. Es ging um das Ende des psychologischen Romans, um die neuen Formen und Gestalten christlicher Dichtung – ihre Nähe zum alten Mysterienspiel einerseits, zum Weltbild der modernen Physik andererseits. Elisabeth Langgässer war damals schon schwer krank, multiple Sklerose, ein Leiden, dem sie ein Jahr später erliegen sollte. Davon ahnte ich an jenem Abend nichts. Ich weiß nur noch, dass mich ihr Tod im Juli 1950, ein Jahr vor meinem Abitur, überraschte und erschütterte – ähnlich wie acht Jahre später der Tod Reinhold Schneiders im April 1958.

Auch Reinhold Schneider war eine zentrale Figur katholischer Dichtung in Deutschland nach dem Krieg. Man konnte ihm manchmal am Freiburger Lorettoberg begegnen, wo er, unweit seiner Wohnung in der Mercystraße, mit seiner Lebensgefährtin Anna Maria Baumgarten, spazierenging – mehr als zwei Meter groß, eine ausgemergelte Gestalt, wie aus einem El-Greco-Bild geschnitten. Schneider hatte damals eine große Gemeinde, er war eine moralische Instanz. Nach eigenen Worten war er im Krieg «endgültig abberufen» worden vom literarischen Leben – und dafür «einberufen» in eine religiös-geschichtliche Existenz. Überall tauchten seine Texte auf, in den Schulen, in den Luftschutzkellern, an der Front. Schneider, der in der NS-Zeit unter Publikationsverbot stand, war ein literarischer Gebieter im Untergrund.

Seine Arbeiten verbreiteten sich im Handbetrieb, im Schneeballverfahren, auf eigenen improvisierten Vertriebskanälen – eine Art Samisdatliteratur im Braunen Reich, bei den Mächtigen verpönt und verboten, bei vielen Lesern heftig begehrt und weitergegeben. Aus dem Historiker und Essayisten, dem Insel- und Hegner-Autor war ein Tagesschriftsteller geworden – ein katholischer Schriftsteller, der nach langen Irrfahrten auf den Spuren Nietzsches, Spenglers, Unamunos zum Glauben seiner Kindheit zurückgefunden hatte – zugleich ein Prediger, der zu letzten Entscheidungen aufrief und dessen Sonett-Zeilen manchmal wie Tagesbefehle klangen: «Allein den Betern kann es noch gelingen, das Schwert ob unsern Häuptern aufzuhalten...»

Das war der Mann, von dem wir Jüngeren nach dem Krieg die ersten Deutungen des Unheils hörten, dem wir gerade entronnen waren. Ich erinnere mich an einen Vortrag im Februar 1946: «Der Mensch vor dem Gericht der Geschichte». Dort sagte Reinhold Schneider über Hitler, den Mann, dem das Wort verweigert war, obwohl er es unaufhörlich sprach: «Wohl nur selten stand die Macht eines Menschen [...] in solchem Missverhältnis zum Wort, war die Macht so ungeheuerlich und das Wort so arm.» Schneider erinnerte an Züge des Überdrusses auf dem Gesicht des Despoten, die in unbeobachteten Momenten sichtbar wurden. «Er hasst, was er nicht besitzt, was ihm entgleitet: und die Ahnung eines schauerlichen Endes [...] umdüstert ihn plötzlich im Fanfaren-Lärm; er ahnt, dass er stürzen wird; dann wirft er sich wieder in den Rausch des Befehls, wahnwitziger Träume und meint sich emporgetragen [...] Er will bewegt sein ohne Ende und eine solche Bewegung schaffen: sein Symbol ist das kreisende Kreuz – nicht das stehende, das die Wahrheit widerstrahlt».

Doch Schneider hob die dämonischen Züge Hitlers nicht hervor, um die Deutschen zu entlasten – so als seien sie, ohne es zu ahnen, willenslose Opfer einer fremden Macht geworden. «Der Mächtige der abgelaufenen Stunde und seine Macht», sagte er, «stehen ohne Zweifel in einer sehr tiefen Beziehung zur deutschen Geschichte [...] Wenn wir Geschichte und Geistesgeschichte unseres Volkes unbestechlich durchforschen, werden wir unheimlich-gespenstischen Vorbereitern dieser nihilistischen und todes-süchtigen Vergötzung der Macht und der ihr gemäßen Entwürdigung des Menschen an vielen Orten begegnen – aber auch Geistern, die ihnen widersprachen und zum Schaden aller nicht gehört wurden. Im großen Zusammenhang der Geschichte müssen wir für diese Erscheinung einstehen: so wie sie war, ist sie hier nur möglich gewesen: wollen wir sie überwinden, so müssen wir sie in unserer eigenen Geschichte bekämpfen...»

Das war eine engagierte Rede – und solches Engagement für eine bessere Zukunft schien uns damals die einzig vorstellbare Rechtfertigung für Literatur zu sein. Es war kein Zufall, dass Reinhold Schneider in der Nachkriegszeit für viele zum Protagonisten einer «littérature engagée» wurde. Das alte *l'art pour l'art* schien tot zu sein, der alte Elfenbeinturm fand unter

den besonderen Umständen der Gegenwart immer weniger Bewohner und Besucher. «Poetry does not matter», auf Poesie kommt es nicht an – so sagte damals selbst ein Ästhet wie T. S. Eliot – übrigens ein christlicher Dichter wie Schneider. Ein Reich der Kunst aufzurichten jenseits der politischen und sozialen Realitäten – das schien in jenen ersten Nachkriegsjahren nicht nur ein vergebliches Bemühen; es hätte für uns auch eine Verhöhnung der vielen leidenden Menschen in aller Welt bedeutet.

Auch Werner Bergengruen gehörte zu den großen Engagierten der Nachkriegszeit. Die Kritik am Regime, die in seinen großen Romanen ver-schlüsselt anklang («Der Großtyrann und das Gericht», 1935, «Am Himmel wie auf Erden», 1940), sprach er in seinen Gedichten, von denen viele in der Kriegszeit von Hand zu Hand gingen, offen aus. «Die letzte Epiphanie» zeigte Christus als verfolgten Hebräer, als Flüchtling, Greisin, Waise, als Mensch, der im Dritten Reich keine Gnade gefunden hatte, wie er nach der Niederlage des von ihm geliebten und umworbene[n] Deutschland, das ihn verstieß, aufs neue wiederkehrt – diesmal um Gericht zu halten: «Nun komm ich als Richter. Erkennt ihr mich jetzt?» Die Verse seines «Dies Irae» (1945) trafen wie ein Fanfarenstoß: «Wo ist das Volk, das dies schadlos an seiner Seele ertrüge? / Jahrelang war unsere tägliche Nahrung die Lüge...»

Bergengruen las seine Gedichte mit sonorem Schwung und rhapsodischem Ton, mit der kräftig-präzisen Artikulation des gebürtigen Balten. Er war mit Reinhold Schneider befreundet, und von ihm stammt eines der schönsten Porträts des Freundes, 2005 aus dem Nachlass veröffentlicht (ich zitiere es in Auszügen): «Der erste Eindruck [...] ist der einer strahlenden, strömenden Lauterkeit [...] Ein mönchisches Element ist in ihm [...] Mehr Denker als Dichter, mehr Dichter als Künstler, hat Reinhold Schneider gleichwohl Verse geschrieben, die zu den vollkommensten unserer Sprache gehören. Ich denke hierbei vornehmlich an die Sonette seiner Anfangszeit, in denen das persönliche Anliegen der schwermutvollen dichterischen Seele noch nicht dem fast apostolisch anmutenden Dienst an einer Zeit-, Volks-, Glaubens- und Schuldgesamtheit zum Opfer gebracht ist [...] Er selber, in seiner ergreifenden Bescheidenheit, denkt von all seiner Dichtung gering. Er habe eine kleine, eingeschränkte, auf den Tag begrenzte Aufgabe, den Menschen dieser Gegenwart und Stunde habe er ein Wort zu sagen, heute, hier, jetzt; dies ist der Tag des Heils, dies die Stunde der Gnade; was jenseits ihrer liegt, soll ihn nicht bekümmern. Und um der Stunde willen durchleuchtet er die Geschichte. Nicht, wie es zuvor seine Art war, dass ihn die dichterische Magie der Geschichte überwältigt hätte. Die Geschichte ist aus dem Hause der Menschen, ihres Glanzes und ihrer Verschuldung das Haus Gottes geworden» (*Schriftstellerexistenz in der Diktatur*, München 2005, 162f.).

Als vierte Gestalt des deutschen *Renouveau catholique* neben Langgässer, Schneider, Bergengruen nenne ich Gertrud von le Fort. Sie war bei Kriegs-

ende fast siebzig Jahre alt, ihr literarisches Werk schien so gut wie abgeschlossen zu sein, manche ihrer Arbeiten, wie «Die Letzte am Schafott» (1931) und «Die Magdeburgische Hochzeit» (1938) genossen bei vielen Lesern hohes Ansehen, ja fast einen Kultstatus – ebenso wie die 1924 erschienenen «Hymnen an die Kirche», welche früh die Konversion der niederdeutschen Protestantin zum Katholizismus ankündigten. Im Krieg hörte man wenig von Gertrud von le Fort. Da erschien 1946 überraschend der zweite Teil ihres bis dahin un abgeschlossenen Romans «Das Schweiß Tuch der Veronika» mit dem Titel «Der Kranz der Engel» – und plötzlich war die Dichterin, die in den Nachkriegsjahren in der Schweiz lebte, im allgemeinen Gespräch. Der Roman erregte Aufsehen, weil er den Verfall der bürgerlichen Welt- und Wertordnung und die Vorgeschichte der NS-Ideologie schilderte – und eingebettet in dieses Geschehen die kühne, selbstvergessene «Stellvertretung» einer Frau für einen Verlorenen, einen *philosophe maudit*.

Im Mittelpunkt des Romans, der in Heidelberg spielt, steht Veronikas «Vormund», unverkennbar ein Porträt Ernst Troeltschs, des protestantischen Theologen und Hochschullehrers. Der Vormund ist ein Spätgeborener, der im Angesicht der Krise lebt, der als Wissenschaftler den sozialen Wirkungen des Christentums nachspürt und gewissermaßen seinen kulturellen Nachgeschmack auskostet, freilich mit schon erschüttertem Vertrauen in die Zukunft – die Abendröte des Christentums leuchtet ihm noch, aber sie wärmt nicht mehr. Ihm gegenüber steht Enzio, Gegenspieler und Geliebter Veronikas, Nietzscheaner, expressionistischer Dichter, Neuheide, Technokrat, Proto-Nationalsozialist – auch er, wie der Vormund, aus übersättigtem kulturprotestantischem Boden entsprungen, aber willensmächtig entschlossen, das christliche Erbe ein für allemal hinter sich zu lassen.

«Das Schweiß Tuch der Veronika» ist eine Verwandlungs-, eine Bekehrungsgeschichte. Veronika wird katholisch, das schildert der erste Teil des Romans mit dem Titel «Der römische Brunnen»; denn im Unterschied zu ihrer Umgebung ist sie bereit und willens, die sakramentale Gnade anzunehmen. Sie wird aber auch katholisch, weil sie Enzio retten muss, weil sie ihn befreien will von seinem Unglauben und allem, was daraus zu folgen scheint, seinem unbedingten, zu allem entschlossenen Tötertum, seiner Aggressivität, seinem Vernichtungswillen. Im Kampf gegen den längst nicht mehr lässig daherkommenden, vielmehr kämpferisch und zerstörerisch gewordenen Atheismus – so lautet die Botschaft – kann man sich nur auf etwas stützen, das widersteht. Hier trägt allein jenes Fundament, das katholisch heißt. Im letzten Kampf um die Verlorenen freilich – das will der «Kranz der Engel» zeigen – muss man selbst über diese katholischen Schutzmauern hinausgehen, muss sich in die Tiefe fallen lassen, in das vorbehaltlose Erbarmen Gottes. Denn wer seine Seele bewahren will, der wird sie verlieren. Wie Gertrud von le Fort an ihren Lehrer Hans von Schubert schrieb: «[...]»

selbst die Bekenntnistreue kann zuletzt nicht stärker sein als die Liebe Gottes» (Brief vom 12.12.1926).

Vieles an Gertrud von le Forts Schilderungen der Heidelberger Gesellschaft vor 1933 erinnert, wenn man es heute wieder liest, frappierend an die Münchner Diskussionen im Freundeskreis von Adrian Leverkühn aus der gleichen Zeit in Thomas Manns 1947 erschienenem «Doktor Faustus». Aber das wurde zur Zeit, als der Roman erschien, noch kaum bemerkt. Stärkeren Anstoß erregte le Forts Gedanke der «Stellvertretung», die Aufopferung Veronikas für den ungläubigen Verlobten – auch und gerade bei Glaubenstreuen, Ängstlichen, Besorgten. Im Frühjahr 1949 behauptete ein hartnäckiges Gerücht, Gertrud von le Forts «Kranz der Engel» und Elisabeth Langgässers «Unauslöschliches Siegel» seien von katholischen Lesern angezeigt worden und würden demnächst vom Heiligen Offizium in Rom indiziert werden – das eine Buch wegen dogmatisch bedenklicher Partien, das andere wegen moralisch anstößiger Stellen. Glücklicherweise kam es nicht dazu. Es waren wohl Curt Hohoff, Otto B. Roegele und der römische Jesuitenpater Leiber, welche die beiden Schriftstellerinnen vor einem solchen Verdikt bewahrt haben. So wurde vermieden, was Elisabeth Langgässer damals in einem Brief an ihre Freundin Elisabeth Andre vom 27.03.1949 zornig und besorgt aussprach: «Irgendeine teuflische dumme, engstirnige Clique will also die beiden repräsentativen katholischen Autoren Deutschlands mit einem Schlag «erledigen».»

III

Das führt zu einer Frage, die ins Zentrum unseres Themas zielt. Bergengruen und Schneider, le Fort und Langgässer (und auch die vielen anderen, die ich hier nicht behandeln kann, von Ida Görres bis zu Ruth Schaumann, von Stefan Andres bis zu Alfred Döblin – nicht zu reden von den damals gerade flüggen Jungstars mit katholischer Kindheit Heinrich Böll, Günter Grass, Martin Walser) – sie waren ohne Frage alle in gewissem Sinn katholische Autoren, selbst bei späterer Abwehr und Abkehr, sie waren katholisch durch Konversion, besonderes Engagement oder einfach durch Geburt, Erziehung, religiöse Sozialisation. *Aber war das, was sie schrieben, auch katholische Dichtung?* Die Antwort fällt verschieden aus. Alles hängt davon ab, wie man «das Katholische» in der Dichtung näherhin fasst und versteht. Ist es Tugendpredigt, geistliche Ermahnung, sind es die Geschichten frommer Seelen, ist es «Erziehung zu anständiger Unterhaltung», wie es einst in den katholischen Gesellen- und Arbeitervereinen hieß? Oder durfte die Welt in diesen katholischen Theaterstücken, Romanen, Gedichten auch ihre Fratzen zeigen wie die Wasserspeier an gotischen Kathedralen?

Die immer aufnüpfige Elisabeth Langgässer hatte schon am 26.03.1929 in einem Brief an Martha Friedlaender Chimären rings um die Krippe ent-

deckt: eine «phantastische erlösungsbedürftige Welt, ein Wald von Dämonen, der um die Krippe lodert». Sie mahnte dazu, auch den Sündenfall in die Kunst – vorerst die Krippenkunst – hineinzunehmen und beide Vorgänge, Sündenfall und Geburt Christi, eng zusammenzuschließen. Sie erinnerte ihre Freundin an die russische Mystik und an Franz von Baaders und Joseph von Görres' mystische Schriften. Die kosmische Dimension war ihr wichtig. Das liest sich wie ein Präludium zu ihrem eigenen späteren Werk. – Von solch emphatischer Betonung von Gott und Teufel, Natur und Erlösung, Schuldverstrickung und Befreiung war der verhaltener erzählende «Letzte Rittmeister» Werner Bergengruen gewiss weit entfernt. Aber auch er reichte zumindest mit seinen frühen Arbeiten, und noch mit dem «Tod in Reval», tief ins Naturmagische und Dämonische hinein. Er hat sich nach eigenem Bekenntnis erst als römischer Deutscher oder deutscher Römer, durch Annäherung an die Romania also, allmählich von dieser ins Magische ziehenden Kraft befreit. – In Reinhold Schneiders Werk wiederum bewunderte er die «ungeheueren Dimensionen», die horizontale und vertikale Ausdehnung, die immer erneute Konzentration auf wenige Themen: Macht und Schuld, Verantwortung und Gewissen, Versagen und Sühne. Als einziger der vier hier Genannten drängte ja Schneider auf die Bühne. Die dramatische Zuspitzung, die tragische Steigerung entsprach seinem poetischen Naturell. Aber gerade die Bühne machte auch seinen inneren Zwiespalt sichtbar, der in seinem letzten Prosawerk «Winter in Wien» (1958) ganz unverhüllt hervortritt: schon in dem Drama «Innozenz und Franziskus» (1952) sah sein Interpret Hans Urs von Balthasar hinter einer verblässenden Kreuzestheologie die alten pantragischen Züge des frühen Schneider wieder auftauchen. – Endlich le Fort: auch sie war alles andere als eine katholische Erbauungsschriftstellerin. Nicht einmal der Charakter ihrer Katholizität war einfach. Er blieb ein lebenslanges Paradox. Gertrud von le Fort wurde als Protestantin geboren. Mit nur geringer Zuspitzung könnte man sagen: sie ist es auch nach ihrer Konversion geblieben. 1926 trat sie zur katholischen Kirche über. Aber war sie nicht schon vor dieser Zeit eine Katholikin?

So kann man die «Großen Vier» der katholischen Dichtung im Nachkriegsdeutschland gewiss nicht auf eine einfache und glatte Formel bringen. Schon ihr literarisches Gewicht verbietet bequeme Einordnungen in die üblichen Fächer der Literaturkritik. Nochmals aber: Wodurch wurden sie als Katholiken auffällig? Worin sind sie noch heute als Katholiken erkennbar? Was hob sie damals – und noch heute – ab von den deutschen literarischen Traditionen, vom Gewohnten, bisher Üblichen? Ich versuche das, notwendig skizzenhaft und pointiert, in Kürze zu umschreiben.

Was sofort ins Auge fällt, sind *erstens* die räumlichen Horizonte. Es sind andere als die der klassischen deutschen Dichtung. Diese hatte sich in einem Akt der Emanzipation gebildet, indem sie sich, im 18. und im 19. Jahrhun-

dert, von vielen literarischen Traditionen Europas loslöste: von der lateinischen Poesie zuerst (die im katholischen Süden Deutschlands mit Jacob Balde nochmals einen späten Höhepunkt erreichte), dann von der formgebenden französischen Ästhetik, die dem Verdikt Lessings anheimfiel, endlich von Dante, der nun konsequenterweise zu einem Sonderinteresse katholischer Forscher wurde. Bei Lessing, Wieland, Goethe rückte Shakespeare in die Mitte der deutschen Literatur. Deutschlands germanische Zugehörigkeit wurde jetzt nationalgeschichtlich bedeutsam. Parallel dazu wurde der «heilige Ehebund» der Griechen und der Deutschen entdeckt. Deutschland als das «neue Hellas» wurde herausfordernd der nur «abgeleiteten», angeblich epigonalen Poesie der Lateiner, Romanen, Slawen entgegengestellt. Kein Wunder, dass sich die großen katholischen Autoren des 19. Jahrhunderts – Brentano, Eichendorff, Grillparzer, die Droste – ohne die alten romanischen und slawischen Literatur-Nachbarn in Deutschland gelegentlich einsam fühlen konnten.

Demgegenüber bilden die römisch-italische Welt bei le Fort und Bergengruen, die französische bei Langgässer, die iberische bei Schneider einen integralen Bestandteil ihres Werkes – nicht im Sinn eines exotischen Ausgriffs in «ferne Länder», sondern im Geist europäischer Zusammengehörigkeit. Zugleich reicht Bergengruens und le Forts Kunst, aber auch die Schneiders tief in slawische Überlieferungen hinein – familiär und biographisch wie poetisch. Hier hat sich etwas wiederhergestellt, was im nationalstaatlichen Zeitalter weitgehend verloren ging: die europäische Verbindung zwischen den Sprachen und Literaturen, vermittelt nicht nur durch die traditionelle Konfessionsverwandtschaft, sondern auch durch formale poetische Überlieferungen und Übereinstimmungen. Bei der Überwindung der alten splendid isolation – bis ins 20. Jahrhundert hinein fand die deutsche Literatur kaum Anschluss an den westlichen Roman oder an das symbolistische Gedicht – hat der literarische Katholizismus der Nachkriegszeit seinen spezifischen, im einzelnen noch zu erforschenden Beitrag geleistet. Er fiel auch später nicht, wie große Teile der deutschen Literatur der Nachkriegszeit, in eine neue Art poetischer Heimatliteratur zurück.

Mit diesem ersten Punkt hängt ein *zweiter* zusammen, nämlich die postnationale Perspektive der katholischen Nachkriegsliteratur. Sie ist gewiss auch eine Reaktion auf den Zusammenbruch deutscher nationaler Sonderansprüche und -erwartungen. Sie knüpft aber vor allem an alte, den europäischen Katholiken seit jeher vertraute übernationale Traditionen an. Insofern ist das Alte Reich in der Dichtung le Forts und Schneiders ganz unhistorisch gegenwärtig – als kritischer Maßstab für die Gegenwart. Dabei löst sich die Erinnerung vom protestantisch dominierten Zweiten Reich (das noch in le Forts und Schneiders Biographie eine gewichtige Rolle spielt) und nimmt stärker internationale und übernationale Züge an. Bei Bergengruen, der als

russischer Staatsbürger geboren wurde, ist diese internationale, ja universalistische Option besonders augenfällig – er ist es auch, der ihr in seinem «Römischen Erinnerungsbuch» (1949) den deutlichsten katholischen Ausdruck verleiht. In einem auf das Jahr 1944 datierten Gedicht «Teutones in Pace», das den Friedhof des Camposanto in Rom beschwört, heißt es:

Hier ist der Deutschen Herz. Hier endlich wohnen
 Im Angesicht unsäglicher Versöhnung
 Und nah dem Ort der kaiserlichen Krönung
 Nach Schuld und Streit im Frieden die Teutonen.

Den *dritten* Punkt nenne ich mit Vorsicht, will ihn aber nicht übergehen: es ist die sichtbare Präsenz des jüdischen Schicksals im katholischen Renouveau. An erster Stelle ist Gertrud von le Fort zu nennen, deren Roman «Der Papst aus dem Ghetto» (1930) einen gewaltigen unentdeckten Findling unserer neueren Literatur bildet; es gibt keine Darstellung des jüdischen Schicksals im Kirchenstaat von ähnlicher Dichte und Komplexität. Gertrud von le Fort hat das Thema der Judenverfolgung als eine der ganz wenigen Schriftstellerinnen auch in der Nachkriegszeit aufgegriffen («Das fremde Kind», 1961, «Die Tochter Jephthas», 1964). Ebenso ist das jüdisch-christliche Thema ein zentraler Einschlag in Elisabeth Langgässers «Unauslöschlichem Siegel» mit der Zentralgestalt des Juden Lazarus Belfontaine. Man darf sagen, dass le Fort und Langgässer damit in der deutschen Dichtung eine Tradition fortsetzen, in der schon Annette von Droste-Hülshoffs «Judenbuche» steht. Es ist eine von Grund auf andere geistige Überlieferung als die, die etwa Gustav Freytags «Soll und Haben» prägt.

Endlich *viertens*: ein zentrales Thema der katholischen Literatur nach 1945 ist die Verwandlung. Das gilt für die Natur wie für den Menschen. Verwandlung – das ist mehr als psychologische Entwicklung wie im klassischen deutschen Erziehungsroman. Es ist etwas, das den Menschen in Dienst nimmt, manchmal gegen seinen Willen («...und führen, wohin du nicht willst»). Hier hat die Gnade ihren Platz, das Sakramentale, hier geschieht die Erlösung der Natur, die «in Wehen liegt», hier wird der Mensch gezeichnet durch das «Unauslöschliche Siegel» der Taufe. Im Gewand des Sakramentalen ist das Erlösungsgeschehen präsent – freilich nicht als Triumph wie in Claudels «Le livre de Christophe Colomb», sondern buchstäblich als Rettung im Abgrund.

IV

Die große Zeit der katholischen Literatur dauerte von 1945 bis 1965. Die Schriftsteller, von denen hier die Rede war, erfreuten sich in diesem Zeitraum – und zum Teil noch bis in die siebziger Jahre hinein – einer beachtlichen Reputation. Elisabeth Langgässer war «für eine ganz kurze Zeit [...]

die berühmteste deutsche Schriftstellerin» (Horst Krüger). In der repräsentativen, sorgfältig ausgewählten Sammlung «Jahrhundertmitte. Deutsche Gedichte der Gegenwart» in der Inselbücherei (1956) stand ihr Gedicht «Frühling 1946» ganz selbstverständlich am Anfang: «Holde Anemone, / Bist du wieder da...». Gertrud von le Fort wurde von Carl Zuckmayer für den Nobelpreis vorgeschlagen; er nannte sie «die größte Dichterin der Transzendenz in unserer Zeit». Reinhold Schneider blieb trotz politischer Anfechtungen in den fünfziger Jahren hochgeachtet: bei der Uraufführung von «Innozenz und Franziskus» in Essen 1954 waren Bundespräsident Heuss, Mitglieder der Bundesregierung und über hundert Zeitungs- und Rundfunkjournalisten anwesend; das Stück erlebte 21 ausverkaufte Vorstellungen. 1956 erhielt Schneider den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Werner Bergengruens Werk war in hohen Auflagen verbreitet; der Dichter wurde, wie Schneider, in den Orden «Pour le mérite» aufgenommen; er konnte sich, nach unruhiger Jugend- und Erwachsenenzeit, in späteren Jahren in Zürich, dann in Baden-Baden niederlassen und sich, wie er im Rückblick sagte, in Ruhe der geliebten Städte seines Lebens erinnern: Riga, Kiew und Rom. Die 1950 erschienene Sammlung seiner Gedichte trug den Titel «Die heile Welt».

War es nur ein flüchtiger Moment? In den sechziger, den siebziger Jahren brachen die Verkaufszahlen ein, das Renommee der katholischen wie auch der evangelischen Dichter sank, sie wurden angefochten, angegriffen und was noch schlimmer war: nicht mehr gelesen und allmählich vergessen. Adorno goss Hohn und Spott aus über Bergengruens «heile Welt». Literaturkritiker äußerten ihren Überdruß an dem, was sie als «Konvertitenliteratur» bezeichneten. Arno Schmidt kehrte gegen den religiösen Eifer der Kollegen herausfordernd seinen etwas bräsigen Heide-Agnostizismus heraus. Benn dichtete: «Das Sakramentale – schön, wer es hört und sieht, / doch Hunde, Schakale die haben auch ihr Lied.»

Wer von den Thronen der Literatur stürzt, fällt weich: er fällt den Germanisten in die Hände. Und in den literaturhistorischen Registraturen ist denn auch alles in Ordnung: sorgfältig stehen dort die christlichen Dichter der Nachkriegszeit mit ihren Werken verzeichnet. Sie haben eine kurze, aber wichtige literarische Epoche geprägt, zumindest mitbestimmt. Ohne sie kann man die Literaturgeschichte nach 1945 nicht schreiben,

Aber sind sie heute mehr als Museumsgut, mehr als tote Namen? Werden sie wieder lebendig werden, werden sie von neuem gelesen werden? Gibt es wenigstens eine kleine Bewegung in dieser Richtung, ein leises Zittern der Luft? Wir wissen es nicht – noch nicht.